

Robert Pfaller
Hemmschwellen und Ermöglichungsschwellen
Zur Operation der Verschiebung in Zwangsneurose und Perversion

I.

Die Schwelle dient der Literatur wie der Philosophie nicht selten als Metapher. Allerdings ist dabei eine bestimmte Vorstellung von der Schwelle vorherrschend – nämlich die einer Zäsur in Raum und Zeit. In diesem Sinn kann von „Schwellenzauber“ und „Schwellenerfahrungen“ gesprochen werden, lassen bestimmte Situationen sich als „Passagen“, als Übergänge von einem Zustand in einen anderen deuten oder erfahren (siehe dazu VanGennep 1909, Menninghaus 1986).

Dabei geht der Gebrauch der Metapher oft noch über den bildlichen Sinn hinaus – etwa, wenn im Zusammenhang der Kunst- und Kulturvermittlung davon die Rede ist, daß ein an ein Museum angegliedertes Café die ganze Institution zu einer „niedrigschwelligen“ mache. Hier schwillt die Schwelle gleichsam zu etwas an, was sie gar nicht ist, nämlich zu etwas, das durch seine Höhe dem Überqueren Widerstand entgegensetzt – sie wird also zur Barriere, geradezu zu einer Hürde. Immerhin hat dieses Anwachsen der Schwelle zu einem nicht mehr bloß *symbolischen*, Schwellenangst erzeugenden, sondern auch *physischen*, Anstrengung und Sprungkraft erfordernden Hindernis auch wieder Grenzen. Eine Barrikade ist die Schwelle in diesem Sinn nie, es erschiene also lächerlich, etwa von der „Freiheit auf den Schwellen“ zu sprechen.

Allerdings scheint diese Vorstellung von der Schwelle als Hindernis nur auf Türschwellen und ähnlich geartete Schwellen zuzutreffen. Wenig bezeichnend hingegen erscheint sie in bezug auf ein anderes, wohl kaum minder bedeutendes Genre von Schwellen (angeblich soll Alexander der Große die Weisen Indiens mit schwierigen Fragen der folgenden Art auf die Probe gestellt haben: „Welche sind mehr: die Lebenden oder die Toten?“ (siehe Huizinga 1956, 112). – Analog dazu könnte man heutige Weise quälen, indem man fragt: „Wovon gibt es mehr: Tür- oder Bahnschwellen?“).

Denn hinsichtlich der Bahnschwelle gilt, was Johannes Weidinger an-

läßlich der Eröffnung eines neuen Produktionsverfahrens im Stahlbetonschwellenwerk Linz festgestellt hat:

(...) jene Schwelle, die eine Zeit von einer anderen oder einen Raum von einem anderen trennt, (scheint) uns kaum Hinweise in bezug auf unsere Schwellen zu bieten. Denn *Schwelle* im Singular, die Schwelle also, die als Markierung eine Grenze hervorhebt, ist von eitlem Wesen: Sie will auffallen, sie hat einen eigenen Gott, Ianus, der seinerseits durch zwei Gesichter auffällt und zugleich nach vorne wie nach hinten blickt – vielleicht um Ausschau zu halten, ob auch genug Publikum da sei. (...) Nichts von alldem dagegen kennzeichnet unsere Schwellen. Sie treten nur als Mehrzahl auf und reihen sich diszipliniert aneinander, nicht nur hier, am Ort ihrer Herstellung, sondern ebenso am Ort ihres Gebrauchs; ihr ganzer Ehrgeiz scheint darin zu bestehen, nicht aufzufallen. Als diskrete Unterstützer üben sie sich wie gute Butler in Unauffälligkeit und in der Kunst, das Nein- oder Aber-Sagen zu vermeiden. (Weidinger 1997, 2)

Die Bahnschwelle bildet also kein Hindernis, sondern vielmehr eine Unterstützung und Erleichterung. Sie scheint sich darum auf den ersten Blick viel weniger zum Metaphernspender zu eignen als die sattsam poetisch genutzte Türschwelle.

Oder wären außerhalb des Bahnwesens Fälle denkbar, wo unsicheres Terrain durch das Einziehen von Schwellen befahrbar wird; wo gerade das Errichten einer Barriere deren Überquerung ermöglicht? Hat es in irgendeiner Hinsicht Sinn, die Schwelle als Denkmodell nicht im Sinn der Hemmschwelle, sondern im Sinn einer Ermöglichungsschwelle zu nutzen?

II.

An einer möglichen Metapher sollte man nicht achtlos vorbeigehen – vor allem dann nicht, wenn ihr auf den ersten Blick nichts zu entsprechen scheint. Gerade diese Metaphern mit abwesendem Bezeichneten – „reine Signifikanten“ im Sinn von Roland Barthes (1981, 124) – können etwas noch Ungedachtes denkbar machen. Sie sind nicht bloß nach dem Bild bereits bekannter Fälle geformt, um bei Gelegenheit diese Fälle im Dienst gesteigerter Festlichkeit etwas gekünstelt und verzerrt zu bezeichnen.

Reine Metaphern erzeugen vielmehr allererst Denkbare. Denn sie geben einen Ort an, an dem ein zukünftiger Gedanke zu lokalisieren ist. In ähnlicher Weise hat beispielsweise in der Chemie die Aufstellung eines Systems der Elemente es ermöglicht, noch unentdeckte Elemente vorherzusehen und schließlich zu entdecken.¹

Gerade wenn Metaphern sich auf keinen bereits bekannten Fall beziehen und somit gleichsam Gedanken im Leerlauf sind, könnte also sein, daß sie eines Tages – und sei es nach langer Zeit – plötzlich ruckartig an einem bestimmten, seit langem bekannten Fall gleichsam einkuppeln und einen Gedanken in Fahrt bringen. Sie erweisen sich dann nicht bloß als mehr oder weniger präzise Analogien zu diesem Fall, sondern fügen ihm etwas hinzu, lassen ihn in einem neuen Licht erscheinen und seine Struktur, welche die Analogie rechtfertigt, allererst kenntlich und denkbar werden.

In dieser Funktion sind Metaphern nicht nur die matte Illustration zu einem Gedanken, der auch ohne sie bestanden hätte. Sie zeigen sich vielmehr äußerst lebhaft, da sie ohne Vorbild sind und dem, was sie illustrieren, vorangehen. Anstatt einen Moment zu erzeugen, in dem – nach den Worten Wittgensteins – „die Sprache feiert“,² erbringt die Metapher eine tatsächliche, zugleich poetische wie theoretische Leistung.

III.

Nach einer Weile des Überlegens schien uns der leerlaufende Gedanke der „Ermöglichungsschwellen“ doch eine Entsprechung zu besitzen. Auch hier war die Entsprechung jedoch keine fertige, sie bekam vielmehr durch die Metapher etwas hinzugefügt. Die Metapher lieferte der Theorie, in die sie sich einfügen ließ, eine Ergänzung; sie produzierte Denkbare an einem Punkt, an dem zuvor keine – oder nur geringere – bestanden hatte.

Die Theorie, in welche sich die Metapher von den „Ermöglichungsschwellen“ einfügen ließ, ist die psychoanalytische Theorie der Zwangshandlungen. Eigenartige, kleine, unsinnig scheinende Handlungen, die gleichwohl von bestimmten Analysanden unbedingt durchgeführt werden mußten, hatten sich für Freud als durchwegs sinnvolle, perfekte Darstellungen (von gewünschten oder erlebten Ereignissen) erkennen lassen. Der augenscheinliche Widerspruch zwischen ihrer Dringlichkeit und ihrer scheinbaren Unsinnigkeit ließ sich auflösen: er verdankte sich dem Umstand, daß diese kleinen Handlungen den vollen psychischen Wert anderer Handlungen besaßen, welche sie in verkleinerter Form darstellten.

Diese Verkleinerung war, wie Freud – mit einem an die Welt der Eisenbahn erinnernden Begriff – schreibt, durch *Verschiebung* zustandegekom-

men. Die Zwangshandlung löst einen Abwehrkonflikt, indem sie eine Handlung, die nicht sein darf (da sie einem abzuwehrenden, verdrängten Wunsch entspricht), durch eine andere, meist kleinere Handlung ersetzt, welche als Verschiebung der ersten aufgefaßt werden kann.

Die Verschiebung ersetzt oft Großes durch Kleines, ein Ganzes durch einen Teil (zum Beispiel den Geliebten durch seine Locke), oder auch eine Person durch ein Ding, das sie berührt hat (beispielsweise einen Ehemann durch einen Sessel, auf dem er saß), oder ein Ding durch ein anderes, benachbartes, mit dem es häufig gemeinsam in einer Redewendung auftritt (zum Beispiel ein Bett durch einen Tisch).

Der Begriff der Verschiebung bezeichnet also eine bestimmte Methode der Darstellung durch Zeichen. Er ist ein semiotischer Begriff. Dieser von Freud eingesetzte semiotische Begriff der Verschiebung läßt sich, wie im Folgenden gezeigt werden soll, mithilfe der Metapher von der Bahnschwelle präzisieren. Denn die Verschiebungen verlaufen über Schwellen; und was sie leisten, wird durch Schwellen ermöglicht.

IV.

An der Verschiebung imponiert zunächst die Achse, entlang deren sie verläuft. Es ist, wie gesagt, eine Achse der Berührung, der Kontiguität (siehe dazu Jakobson, in: Jakobson/ Halle 1960, 65.). Die Beziehung zwischen einem Objekt und seinem Ersatz, einer Handlung und ihrer Ersatzhandlung wird aufgrund einer häufigen oder auch einer einmaligen, ehemaligen Berührung hergestellt.

Andererseits – und dieser Aspekt tritt gegenüber dem erstgenannten oft ähnlich in den Hintergrund, wie für den Blick der Bahnreisenden unter den dahinsausenden Schienen des Nachbargeleises dessen Schwellen verschwinden – ist die Verschiebung auch eine Operation der Ersetzung.³ Als Ersetzungsoperation ist sie eine symbolische Operation. Das eine Objekt nimmt nun den Platz eines anderen, abwesenden ein, mit dem es einmal durch Berührung verbunden war. Derart symbolisiert es das ersetzte Objekt. Die Locke des fernen Geliebten wird geküßt. Genau dort, wo einmal das Ganze war, ist nun der Teil und füllt seine Stelle (an den liebenden Lippen) aus. Die ganze Zuwendung, die der Geliebte erhalten hätte, wird nun von der Locke absorbiert.

Damit die Ersetzung vollzogen werden kann, ist es notwendig, daß es

eine Trennung zwischen den beiden Gliedern gibt. Die Berührung, die es einmal gegeben hat, darf nun nicht mehr bestehen. Zwar kann man die abgetrennte Locke auch vor den Augen des Geliebten küssen. Aber wäre die Locke noch auf dem Kopf des Geliebten, so ließe sich an ihr keine Ersatzhandlung vollziehen. Der Teil könnte das Ganze nicht vertreten, die gesamte Zuwendung würde sich an das Ganze richten.

Damit die Locke ein Zeichen *des Geliebten* ist, muß eine Berührung bestanden haben. Damit sie aber als *Zeichen* funktioniert, muß eine Ersetzung eingetreten sein. Mag es für die *Symbolgewinnung* wichtig sein, daß die beiden Objekte sich einmal berührt haben, so ist es für die *Symbolfunktion* entscheidend, daß sie nunmehr durch eine Grenze völlig separiert sind. Diese Grenze, die wie der Strich eines mathematischen Bruchs zwischen dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten verläuft, kann und muß in vielen Fällen durch eine Schwelle markiert und dargestellt werden. Das Kenntlichmachen beziehungsweise Darstellen dieser Grenze durch eine Schwelle ist es, was dann eine Reihe von seltsamen Dingen und Vorgängen möglich macht.

V.

Wenn die Verschiebung eine Ersetzung produziert und dabei die Bedingung befolgt, daß Ersetzendes und Ersetztes einmal durch Berührung verbunden waren, so scheint es zunächst naheliegend, anzunehmen, daß die Verschiebung immer auf eine Verkleinerung hinausläuft. Die Verschiebung wird also – so könnte man annehmen – wohl immer ein Ganzes durch einen Teil ersetzen, und nicht umgekehrt einen Teil durch ein Ganzes.

Denn darin besteht nicht nur der technische und ökonomische Vorteil einer Liebe zur Modelleisenbahn. Für die Zwangsneurose ergibt sich aus der Verkleinerung der zusätzliche Vorteil der Undeutlichkeit und Unauffälligkeit: Insbesondere dann, wenn das Symbolisierte etwas Verbotenes ist – beispielsweise ein untersagter sexueller Akt –, wird die entsprechende Ersatzhandlung sich ja wohl nicht in einem größeren Akt realisieren können – etwa in einer Massen-Orgie. Das Äußern einer unverständlichen Gebetsformel oder ein etwas verzögertes Aufstehen von einem Stuhl hingegen können die Sache unter Umständen gerade noch so darstellen, daß ein Schein von Anstand gewahrt bleibt (siehe dazu Freud 1909d, 86; 1907b, 16).

Auch die Bemerkungen Freuds scheinen meist in die Richtung zu deuten, daß die Verschiebung eine Verkleinerung produziert.⁴ Die Entdeckung dieser verkleinernden Dynamik der Zwangsneurose lieferte Freud darüber hinaus einen Hinweis zum Verständnis einer Gesetzmäßigkeit in der Religionsgeschichte: deren Tendenz, „das Geringfügigste zum Wichtigsten und Dringlichsten zu machen“, die zunehmende Verkleinerung der Rituale, die mit einer eigentümlichen Aufwertung ebendieser Rituale verbunden ist und bewirkt, „daß allmählich das kleinliche Zeremoniell der Religionsübung zum Wesentlichen wird“ – wodurch dann „anti-ritualistische“ Reformschübe notwendig scheinen, welche – etwa wie der Reformschub des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus – bemüht sind, ein vermutetes „urprüngliches Werteverhältnis“ wiederherzustellen (siehe Freud 1907b, 20).

VI.

Um zu klären, ob die Verschiebung immer eine Verkleinerung ist, scheint es notwendig, die Funktionen, welche die beiden Aspekte der Verschiebung – das Ersetzen und das Berühren – haben, noch aus einer anderen, libidöökonomischen (und -dynamischen) Perspektive zu betrachten.

Das Ersetzen entspricht einer Abwehr, einem Verdrängungsvorgang. Das Ersetzte ist die Befriedigung eines Wunsches, der nicht zugelassen werden darf. Auf dem Weg der unbewußten Abwehr wird es jenseits einer Grenze angesiedelt. Die Grenze markiert folglich nicht alleine ein „Nicht“ (im Sinn von „hier, diesseits kann x *nicht* sein, denn es ist dort, jenseits“), sondern auch ein „Gegen“ („hierher kommt alles, was *gegen* x gerichtet ist, dorthin kommt x“).

Weil eine solche Abwehr durch Verdrängung aber nicht ohne gleichzeitige Wiederkehr des Verdrängten möglich ist, muß diesseits der Grenze etwas Neues auftauchen. Dieses Neue muß nun einerseits in der „Gegen“-Position auftreten und als Abwehr des Ersetzten wirken. Andererseits aber muß das Neue auch mit dem Ersetzten verbunden sein. Denn die Ersatzhandlung kann ihre Funktion nur erfüllen, wenn sie geeignet ist, etwas von der Lust, die mit dem Ersetzten verbunden war, wiederzubringen (siehe Freud 1907b, 19, 21; 1912–13, 322 f.). Dies wird durch die Berührung ermöglicht. Die Berührung eröffnet gleichsam jenen Kanal, durch den die Lust, die mit dem Verdrängten verbunden war, übergehen kann auf dessen Ersatz.

Die Kraft des abzuwehrenden Wunsches und der mit ihm verbundenen Handlung hat sich also nicht vollständig auflösen, sondern nur umleiten lassen. Sie hat sich mit der Kraft der Abwehr, auf die sie traf, vereinigt und mit dieser gemeinsam auf eine für beide akzeptable Lösung, einen Kompromiß, gedrängt. Da sich in einem unbewußten Konflikt die beteiligten Kräfte, selbst wenn sie gegeneinander gerichtet sind, *addieren* (anstatt sich, wie im bewußten Konflikt ihrer Richtung entsprechend voneinander zu subtrahieren), ist die Resultante enorm stark – nämlich so stark wie beide Kräfte zusammen (siehe Freud 1912–13, 353). Die Kraft der Abwehr und die Kraft des Abzuwehrenden vereinen sich im Drang nach der Ersatzhandlung. Die Ersatzhandlung ist nun, da sie gleich von zwei addierten Kräften angestrebt wird, noch dringlicher als die Handlung, welche sie ersetzte – sie wird *zwingend*.

Die durch die Verschiebung erzeugte Entstellung (die Unähnlichkeit des Ersatzes gegenüber dem Ersetzten) hat dabei den bereits erwähnten Vorteil, die Wiederkehr der scheinbar abgewehrten Lust zu kaschieren. Derart tendieren die Zwangshandlungen zugleich zu gesteigerter Lustverschaffung⁵ und zu gesteigerter Unkenntlichkeit dieser Lustverschaffung. Je mehr Lust sie von dem abzuwehrenden Vorgang wiederbringen, desto weniger sehen sie ihm ähnlich.

VII.

Die doppelte Bedingung, der die Verschiebung genügen muß, besteht also darin, möglichst große libidinöse Gleichwertigkeit bei möglichst geringem Verdacht der Identität herzustellen. Das kann sie allerdings auch ohne Verkleinerung leisten.

Zwar kann eine fortschreitende Miniaturisierung, wie Freud sie an der Geschichte der religiösen Rituale beobachtet hatte, diese Unkenntlichkeit gewährleisten, aber es gibt dazu auch noch eine andere Möglichkeit.

Das Ersetzte kann nämlich durchaus auch selbst, im Maßstab 1:1, in der Rolle des Ersetzenden auftreten – es muß nur durch irgendein Merkmal gewährleistet sein, daß es nicht für es selbst gehalten wird. Ein solches Merkmal liefert die Schwelle, welche den Platz des Ersetzenden von dem des Ersetzten trennt – beziehungsweise deren Getrenntheit symbolisiert. Alles, was vor der Schwelle auftritt, wird dann für Ersatz, alles was dahinter liegt, für Ersetztes gehalten.

Für eine solche Unkenntlichmachung, die nicht durch Verkleinerung, sondern allein durch raffinierte Platzverteilung erreicht wird, gibt es zahlreiche Beispiele.

Wie Freud feststellt, werden beispielsweise genau jene Handlungen, welche die Religion verbietet, im Namen der Religion begangen (siehe Freud 1907b, 21). In solchen Fällen – etwa beim Morden im Namen der Religion – kommt auch die Religion ganz ohne Miniaturisierung aus. Jene überzeugten und militanten Verteidiger des menschlichen Lebens beispielsweise, die gegen die Abtreibung kämpfen, gehen dafür noch über die Leichen des von ihnen ermordeten Klinikpersonals. Analog dazu agieren rechtsradikale Feinde der männlichen Homosexualität in den USA. Sie veranstalten sogenannte „gay-bashings“, in deren Verlauf sie Schwule verprügeln und schließlich vergewaltigen. Volle mörderische oder homosexuelle Triebbefriedigung kann also auch erreicht werden, wenn sie nur der Bedingung genügt, den Anschein einer Gegenmaßnahme zu erwecken. Das augenscheinliche „Gegen“ bewirkt dann, daß genau jenes x, das abgewehrt werden sollte, selbst auftreten kann und dabei für ein nicht-x gehalten wird.

Dieselbe Struktur einer Unkenntlichmachung durch bloße Platzverteilung gibt es auch in anderen, weniger traurigen Zusammenhängen. Angenommen, Elvis Presley würde heute noch leben, wie manche seiner Anhänger es behaupten, so hätte er mehrere Möglichkeiten, ein unerkanntes Leben zu führen. Er könnte sein Aussehen und seine Lebensgewohnheiten verändern. Er könnte andererseits aber auch alles beibehalten und im Rahmen von Elvis-Imitatoren-Wettbewerben auftreten. Der Rahmen der Elvis-Imitation würde ihm dann jene Schwelle – und das heißt: jenes Verneinungssymbol – liefern, kraft deren auch Elvis selbst als ein Nicht-Elvis erscheinen und durchgehen könnte.⁶

Die Nichtidentität von Ersetzendem und Ersetztem muß folglich nicht wirklich bestehen. Sie muß nur symbolisiert werden. Das Symbol der Nichtidentität ist die Schwelle. Ihr Vorhandensein genügt, um selbst Identisches als Nichtidentisches passieren zu lassen. Die Schwelle ruft als Symbol, und nicht als reale Trennung, jenen *Verneinungsgedanken* wach, der ein jedes x begleiten muß, damit es auch dort auftreten darf, wo kein x zugelassen ist.

Dieser Verneinungsgedanke kann verschiedene Varianten annehmen. Er kann die Form haben „Dies ist nicht die Wahrheit“ – eine Form, die sich ihrerseits wieder unterteilt in die Varianten „Dies ist ein Irrtum“ (siehe

Freud 1925h), „Dies ist eine Lüge“ (siehe Freud 1905c, 79)⁷, „Dies ist nur ein Traum“ (siehe Freud 1900a, 470), „Dies ist nur ein Witz“ (siehe Freud 1905c, 79), „Dies ist ein Unsinn“ (siehe Freud 1905c, 200) oder auch – wie am Elvis-Beispiel zu sehen war – „Dies ist nur eine Darstellung und nicht das Dargestellte selbst“.

Andererseits kann der Verneinungsgedanke – wie die Beispiele der Abtreibungsgegner und der Schwulenfeinde zeigen – auch die Ausprägung annehmen „Dies ist keine Maßnahme, sondern eine Gegenmaßnahme“. In dieser Ausprägung hat der Verneinungsgedanke die Funktion, das Verhältnis der handelnden Subjekte zu ihren eigenen Handlungen zu verändern, indem er ihnen eine Täuschung über die Beweggründe ihres Tuns ermöglicht. Er läßt sie nämlich das, was ihrer *Neigung* entspricht, als ihre *Pflicht* erfahren. Das hat den Vorteil, daß sie das Verbotene nun doch tun dürfen, allerdings um den Preis, daß es nicht Lust einbringt, sondern allenfalls Selbstachtung. Die Pflichterfüller erfahren das, was sie tun, nicht als das, was sie tun *wollen*, sondern als das, was sie tun *müssen*, und sie sind nach vollbrachter Tat nicht glücklich, sondern bestenfalls stolz auf sich selbst. Sie verfolgen ihr Glück darum gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen; sie genießen auf neurotische Weise – das heißt: sie genießen, ohne es zu bemerken. Selbsternannte Pornojäger beispielsweise verschaffen sich auf dem Weg der Pornographiebekämpfung die Lust einer ausgedehnten Beschäftigung mit Pornographie. Diese Lust allerdings verbergen sie vor sich selbst unter dem zugleich trügerischen wie traurigen Gedanken, nichts als ihre Pflicht getan zu haben.

Das Verneinungssymbol ermöglicht somit den Neurotikern eine Verwandlung von untersagter Objektlibido in Ichlibido – oder, Kantisch ausgedrückt, eine Verwandlung des Gefühls der minderwertigen (beziehungsweise moralisch irrelevanten) „Glückseligkeit“ in das der „Vollkommenheit“ (siehe dazu Kant, KpV, A 233 f.). Dem Pflichtgedanken liegt also ein Verneinungsgedanke zugrunde. Daß dieser keine letzte Wahrheit darstellt, sondern eher eine recht infame Selbst- und Fremdtäuschung, braucht angesichts der genannten Beispiele wohl nicht weiter erläutert zu werden. Möglich wird diese Täuschung dadurch, daß die Schwelle keine reale Barriere ist, sondern ein Symbol, und daß sie aufgrund dieser symbolischen Funktion Nichtidentitäten vorspiegeln (symbolisieren) kann, wo in Wahrheit Identitäten bestehen.

Anders als für Kant – dem sein Pflichtgedanke moralisch so untadelig und theoretisch so unableitbar erschien, wie es dem sogenannten Wilden

sein Tabu sein mag – stellt sich die Pflicht für eine an der Metapher der Schwelle geschulte psychoanalytische Betrachtung als etwas in beiden Hinsichten Fragwürdiges dar. In moralischer Hinsicht erweist sich das, was Kant für „sittliches Handeln“ erachtete, nun eher als eine unsittliche Triebbefriedigung, welche noch dazu in unsittlicher Weise über ihre Natur zu täuschen versucht.

In theoretischer Hinsicht erscheint das, was Kant als untrügliches Indiz der Wahrheit und zugleich als Grund für die Unableitbarkeit des Pflichtgedankens erschien – nämlich der bedingungslose, zwingende Charakter der Pflicht – nunmehr sowohl als trügerisch sowie als einfach abzuleiten: Das Starke an der Pflicht, wodurch sie (wie Kant meint) jede Neigung überwinden kann, verdankt sich der aus dem unbewußten Konflikt hervorgegangenen Addition der beiden Kräfte: Weil die Pflicht sowohl die Abwehr wie auch das Abzuwehrende zugleich befriedigt, ist sie stärker als jedes mögliche Abzuwehrende alleine.⁸

Diese Stärke aber ist in den Augen psychoanalytischer Theorie kein Beweis für Authentizität und Unableitbarkeit, sondern vielmehr ein Indiz für das Beteiligtsein von zwei einander entgegengesetzten Kräften. Daß diese beiden sich im Resultat vereinigen und als eine einzige erscheinen können, verdankt sich jenem „Schwellenzauber“, kraft dessen sogar ein im Maßstab 1:1 ausgeführter Akt der Lustverschaffung als sein reines Gegenteil auftreten kann. Der Schwellenmetapher würde die Theorie die Möglichkeit verdanken, solchen faulen Zauber zu durchschauen und damit die selbstauferlegten Denktabus idealistischer Philosophie zu überwinden.

VIII.

Außerhalb des Bereichs der Zwangsneurose spielen derartige, durch symbolische Schwellen bedingte Ermöglichungen eine entscheidende Rolle noch in einem anderen, ebenfalls für die Psychoanalyse relevanten Feld, nämlich dem der Perversion.

Freud selbst hat bekanntlich die Neurose als das „Negativ der Perversion“ bezeichnet (Freud 1905d, 74; 1908d, 21) und damit den Gedanken einer strukturellen Abbildbarkeit der einen auf die andere formuliert. Auch die Perversion weist, wie die Zwangsneurose, einen spezifischen Entstehungsmechanismus auf. Weil Freud ihn aber aus triebgenetischer Perspekti-

ve betrachtet und nicht (wie im Fall der Zwangsneurose) aus einer semiotischen Perspektive, bezeichnet er den Mechanismus, der die Perversionen erzeugt, als „Regression“ (Freud 1905d, 142 (Zusatz von 1915)).

Bekanntlich hatte Freud die Entstehung nicht-perverser erwachsener Sexualität als einen komplizierten, störungsanfälligen Vorgang der Bündelung und Hierarchisierung einzelner Partialtriebe (hin zu einer der Fortpflanzung dienlichen Sexualität unter Vorherrschaft des genitalen Partialtriebes) rekonstruiert (siehe Freud 1905d, 71 und passim). Dementsprechend interpretiert Freud die Perversionen als Rückfälle (Regressionen) von der erreichten genitalen Sexualität auf frühere Stufen von noch nicht gleichermaßen gebündelter und hierarchisierter Trieborganisation.

Die Regression besteht folglich darin, daß (hinsichtlich des Sexualziels oder des Sexualobjekts) von der bereits erreichten genitalen Heterosexualität abgewichen und eine frühere Stufe der Sexualentwicklung wieder aufgesucht wird. Sekundärer Narzißmus beispielsweise wäre eine Perversion (Abweichung hinsichtlich Objekt und Ziel), die in einer früheren, kindlichen Stufe ihr normales, primäres Pendant hätte; dasselbe würde ebenso von verschiedenen analen, oralen oder sadistischen Ausprägungen (als Abweichungen hinsichtlich des Sexualziels) gelten.

Abgesehen von der nicht unbeträchtlichen Schwierigkeit, jede auftretende Perversion auf ein Pendant in der kindlichen Sexualentwicklung abzubilden, wirft der Begriff der Regression jedoch noch ein weiteres, prinzipielleres Problem auf: Ähnlich wie zuvor in der Erörterung der Zwangshandlungen stellt sich nämlich in bezug auf perverse Handlungen die Frage, ob diese denn nicht auch im Maßstab 1:1 auftreten können. Mit anderen Worten: Ist es wirklich sicher, daß Perversionen immer nur gleichsam verkleinerte, kindlichere, regressive Formen einer großen, erwachsenen, fortpflanzungskonformen genitalen Sexualität darstellen? Oder könnte es nicht auch völlig unzweifelhaft genitale heterosexuelle Akte geben, die dennoch als pervers zu bezeichnen wären?

Ein Satz aus den „120 Tagen von Sodom“ des Marquis de Sade mag dafür als Beleg dienen. In den „Bestimmungen“, welche die libertinen Helden des Romans sich auferlegen, heißt es:

Hier ist alles nackt, Erzählerinnen, Gattinnen, Mädchen, Knaben, Alte, Ficker, Freunde, alles ist durcheinander, alles wälzt sich am Boden, nach Art der Tiere, man wechselt, vermischt sich, treibt Blutschande und Ehebruch, man puseriert und gibt sich, die Defloration immer ausgenommen, allen Exzessen und Ausschweifungen hin, die den Kopf am besten erhitzen können. Die Deflorationen werden zur bestimmten Zeit bei diesen Orgien vorgenommen werden (...) (Sade 1979, Teil I, 72)

Auch wenn in diesem bunten Durcheinander diverse Formen von Sexualität auftreten mögen, so scheint genitale Heterosexualität (zum Beispiel beim genannten Ehebruch) keineswegs ausgeschlossen. Und aus triebtheoretischer Perspektive läßt sich gegen diese Reihe heterosexueller Akte wohl nichts einwenden, jedenfalls kein Verdikt der Regression. Denn nichts an diesen fortpflanzungskonformen Beispielen genitaler Sexualität weist einen Mangel oder eine regressive Abweichung gegenüber anderen, gesellschaftlich anerkannten, etwa ehelich-monogamen heterosexuellen Akten auf.

Einzig die von den Libertins mit einem Pflichtgedanken (dem Gehorsam gegenüber den selbstauferlegten Bestimmungen) verfolgte sakrilegische Absicht mag als Unterschied gegenüber einem Ehevollzug auffallen. Diese Absicht aber macht keinen triebtheoretischen, sondern vielmehr einen symbolischen Unterschied. Der Libertin bezieht Genuß daraus, einen völlig normalen heterosexuellen Geschlechtsakt zu vollziehen – unter der Bedingung, daß dieser sich als eine gegen die gesellschaftliche Norm (welche zum Beispiel Blutschande oder Ehebruch untersagt) gerichtete Stellungnahme begreifen läßt. Ähnlich wie der Zwangsneurotiker begeht also auch der Libertin jenen Akt, den er selbst sich untersagt, vollständig und im Maßstab 1:1, sofern er nur über eine Schwelle verfügt, welche den Akt symbolisch als einen Gegen-Akt darstellt.

Im Unterschied zum Zwangsneurotiker allerdings verbirgt der Perverse seinen Genuß nicht vor sich selbst. Denn nur die Neurose als „Negativ der Perversion“ muß die Lust in der Erfahrung ihres Subjekts zur Unlust entstellen. Der Perverse hingegen erlebt seinen Gegen-Akt als äußerst lustvoll. Daß er seine Lust nur erreicht, wenn er sie zugleich als Erfüllung seiner selbstauferlegten sakrilegischen Pflicht auffassen kann; daß also sein Dafür ihm nur in der Form eines Dagegen möglich ist, führt in seinem Fall zu der Wirkung, daß er sein Dafür (samt dem Dagegen) als emphatisches Dafür und die Lust (inklusive ihrer Abwehr) als gesteigerte Lust erfährt.

Wie die Neurose produziert somit auch die Perversion eine aus dem unbewußten Konflikt hervorgehende gesteigerte Kraft.⁹ Was für die Neurose der Zwang ist, ist darum die Fixierung für die Perversion: Denn die Fixierung besteht nicht allein in der ausschließlichen und detaillierten Festlegung bestimmter Sexualobjekte oder -ziele, sondern auch in einer der normalen Sexualität fremden, verstärkten Energie, mit der solche Objekte gesucht und Ziele verfolgt werden. Auch in diesem Fall verdankt sich

der Energie-Überschuß einer aus dem unbewußten Konflikt zweier Kräfte hervorgegangenen Addition. Wie die Zwangsneurose untersagt sich auch die Perversion bestimmte Handlungen, fabriziert dafür detailverliebte Ersatzhandlungen, die unbedingt verrichtet werden müssen, und freut sich daran, im Ersatz zugleich der Abwehr wie dem Abzuwehrenden zum Erfolg zu verhelfen.

Ähnlich wie die Zwangsneurose operiert die Perversion dabei mit dem Verfahren der Verschiebung. Sie errichtet eine symbolische Schwelle und macht es sich dadurch möglich, das jenseits dieser Schwelle Angesiedelte auch diesseits der Schwelle auftreten zu lassen – indem sie es dank der Schwelle mit den ermöglichenden Vorzeichen des „Nicht“ und des „Dagegen“ ausstattet.

Wenn das Beispiel der Sadeschen Libertins als Beleg zweifelhaft scheint, da es dem Bereich der Fiktion entnommen ist, so können andere aus dem Bereich des Lebens – genauer gesagt: der gelebten Fiktion – ihm zur Seite gestellt werden. Gibt es nicht bei jenen erotischen Akten, die teilweise oder gänzlich der gesellschaftlichen Anerkennung entbehren, etwa in der Prostitution oder in der Pornographie, ein auffälliges, immer wiederkehrendes Element des Spiels und der Fiktion? Ist dieser Bereich – noch lange, bevor „regressive“ Abweichungen in bezug auf Sexualobjekte oder Sexualziele auftreten mögen – nicht zunächst durch die Konstante der Inszenierung gekennzeichnet? Hat er nicht regelrechte Genres hervorgebracht (wie „Krankenschwester und Patient“, „Sekretärin und Chef“, „Kammerzofe und Monsieur“ et cetera)? Bereits Johan Huizinga hat in seiner Untersuchung der Kulturgeschichte des Spiels auf den Umstand hingewiesen, daß diese spielerische Dimension eine spezielle Errungenschaft jener Praktiken ist, die „aus dem Rahmen der sozialen Norm fallen“ (Huizinga 1956, 49), während sie im Bereich der respektierten Sexualität gänzlich zu fehlen scheint.

Mithilfe der Schwellen-Metapher fällt es abermals leicht, diese Eigentümlichkeit zu erklären. Spielen ist eine Methode, eine Schwelle zu setzen. Das Spiel errichtet ein Verneinungssymbol, welches signalisiert: „Jetzt ist es nicht echt“. Die Perversion bedarf dieses Symbols. Darum sind nicht nur alle spielerischen Formen der Erotik pervers, sondern auch umgekehrt: alle perversen Formen der Sexualität haben Spiel-Charakter.¹⁰

Abermals ist es nicht wichtig, daß der vom Spiel erzeugten Verneinung („Jetzt ist es nicht echt“) eine Wahrheit entspricht. Entscheidend ist vielmehr, daß die Spielerinnen und Spieler sie dafür halten. Daraus erklärt

sich der von Huizinga betonte Umstand, daß kein noch so engagierter Spieler, kein sogenannter Primitiver bei seinen Riten, ja nicht einmal ein spielendes Kind jemals den Unterschied zwischen Spiel und Wirklichkeit vergißt (siehe Huizinga 1956, 15, 29, 136). Immer halten sie sich diese Schwelle vor Augen und beziehen aus dieser Grenzziehung Genuß.¹¹ Wenn sie sich dabei jemals täuschen, dann nicht, indem sie das Spiel für die Wirklichkeit, den Ersatz für das Ersetzte nähmen, sondern vielmehr umgekehrt: ihre einzige mögliche Täuschung besteht darin, daß sie die Wirklichkeit selbst für ein Spiel halten. Auf diese Weise gewinnt Yves Montand in dem Film „Let's Make Love“ die Liebe von Marilyn Monroe: Er ist wirklich der bekannte Millionär, sie aber glaubt, er wäre nur ein armer, schlechter Schauspieler, der den Millionär dilettantisch darstellt.

Analog dazu kann auch die Perversion die Form „normaler“ Heterosexualität annehmen – unter der Bedingung, daß sie sich mithilfe eines Verneinungssymbols weismachen kann, sie würde diese nur spielen. Nicht irgendeine „regressive“ Änderung der Sexualorganisation (in bezug auf ihre Objekte oder Ziele), sondern alleine das Vorhandensein eines Verneinungssymbols erscheint darum als das entscheidende Merkmal der Perversion. Die Bedingung des Spiels ist in diesem Punkt dem zuvor erläuterten perversen Pflichtgedanken ebenbürtig: Auch sie verschafft der Perversion jenes „Nicht“, mit dem diese sich selbst ein x als ein nicht-x imaginieren kann.

Der Maßstab 1:1 kann somit auch in der Perversion vollständig gewahrt bleiben. Der Begriff der *Regression*, der der Perversion stets eine materiale Veränderung der Trieborganisation zuschreibt, erscheint darum inadäquat. Er sollte abgelöst werden durch den Begriff der *Verschiebung*. Denn die Verschiebung bezeichnet nicht nur die materialen Veränderungen, sondern auch jene symbolischen Operationen, durch die die Perversion zu ihren Objekten und Handlungen gelangt.

Unter der Bedingung, symbolische Orte durch eine Schwelle voneinander getrennt zu haben, kann die Perversion die Objekte und Handlungen, die jenen Orten zuzuordnen wären, beliebig über die Schwelle hin- und herschieben. Die untersagten Handlungen und Objekte bleiben den Perversen möglich und zugänglich, solange sie nur am Ort der Nichtuntersagung untergebracht sind. Die Schwellen erweisen sich auch hier als Ermöglichungsschwellen: Sind durch Schwellen die *Orte* fixiert, so können durch die Verschiebung die *Objekte und Handlungen* in Bewegung gebracht werden.

IX.

Wie wichtig solche Operationen des Verlegens von Schwellen für das Zustandekommen perverser Sexualität sind, mag noch an zwei weiteren Beispielen veranschaulicht werden. In bezug auf den Pornofilm hat Slavoj Žižek bemerkt, daß gerade dieses Genre sich durch einen eigentümlichen Zug von Selbstdistanzierung auszeichnet:

(...) bevor man zu den sexuellen Aktivitäten übergeht, bedarf es einer kurzen Einleitung, normalerweise einer blöden Geschichte, die dem Schauspieler als Vorwand dient, die Kopulation zu beginnen (die Hausfrau ruft einen Installateur; eine neue Sekretärin erstattet dem Manager Bericht und so weiter). – Der springende Punkt ist, daß die Schauspieler bereits durch die Art, in der sie diese einleitende Geschichte spielen, preisgeben, daß dies für sie nur eine stupide, wenn auch notwendige Formalität ist, die man so schnell wie möglich hinter sich bringen muß, um das „wirkliche *Ding*“ anzupacken. (Žižek 1992, 50)

Wieso signalisieren die Schauspieler, daß sie die story des Films für stupide halten? Müßte das die Zuschauer nicht (etwa gemäß den Annahmen Laura Mulveys über die visuelle Lust – siehe Mulvey 1980, 38 ff.) aus ihren Träumen und Identifizierungen herausreißen? Ist es nicht erstaunlich, daß ausgerechnet ein so triviales und so wenig um Ziele politischer Aufklärung bemühtes Genre wie der Pornofilm regelmäßig Brechtsche „Verfremdungs-Effekte“ hervorbringt?

Eine Antwort darauf scheint nur ausgehend von einer Schwellen-Theorie der Perversion möglich. Anders als in der sogenannten normalen Sexualität ist Normalität in der Perversion streng untersagt.¹² Die Aussicht, in normale, gesellschaftlich anerkannte Sexualität verfallen zu können, scheint hier mit Angst verbunden zu sein. Darum muß diese Möglichkeit mithilfe einer Schwelle, eines Verneinungssymbols (wie das Spiel es bereitstellt), gebannt werden. Um das Porno-Publikum, für das der Film ein Spiel ist, nicht durch den Gedanken zu ängstigen, daß die dargestellte Handlung für die Akteure (mit denen es sich vielleicht identifiziert) eine ungebrochen akzeptierte Realität sein könnte, müssen auch die Akteure zeigen, daß sie spielen.

Der „V-Effekt“ der Pornographie ist darum weit entfernt davon, die Zuschauer aus ihren möglichen Identifizierungen herauszureißen. Vielmehr bildet er deren Bedingung: Da der Perverse notgedrungen ein Spieler ist, kann er sich nur mit einem ebenfalls spielenden Akteur identifizieren. Denn ein Normalo liefert kein brauchbares Bild für einen Perversen. (Wo-

hingegen ein Perverser sich durchaus als Phantasie-Bild für einen Normalen eignet, der selbst in der Wirklichkeit nicht pervers sein möchte.)

Genaugenommen sind es dabei im Pornofilm nicht die *Schauspieler*, welche zeigen, daß sie spielen. Sondern sie stellen vielmehr *Figuren* dar, die selbst etwas spielen. Die geringschätzige Behandlung der dargestellten Ebene als „blödes Spiel“ bildet einen Teil der Figur, nicht ihr Jenseits. Sie gehört zum Bild, mit dem ZuschauerInnen sich identifizieren können, und ist kein von außerhalb dieses Bildes kommender verfremdender Kommentar.

Der Pornofilm als Spiel enthält somit ein Spiel im Spiel. Die Bezugnahme des Films auf die dargestellte Realität verweist auf etwas, das selbst eine Bezugnahme auf etwas anderes ist. Anstatt auf die Begrenztheit eines imaginären Raumes hinzuweisen, die andernfalls hätte unbemerkt bleiben können (wie es der „V-Effekt“ versucht), symbolisiert der Porno solche Grenzen für einen Raum, der von vornherein niemals für voll genommen wurde und auch weiterhin in dieser Gebanntheit gehalten werden soll. Das Ziel dieser Maßnahme ist nicht Erkenntnis der Grenze, sondern Lustgewinn aus dem Spiel mit ihr.¹³

Die Verachtung für das eigene („blöde“) Spiel, die dabei von den Akteuren zur Schau gestellt wird, ist jene Schwelle, mit deren Hilfe erst der für die Perversion typische und von ihr gesuchte, gesteigerte Affekt zustandekommen kann. Wäre das Dargestellte uneingeschränkt wünschenswert, so käme nur ein einfacher, positiver Affekt zustande. Mithilfe der Verachtung hingegen läßt sich ein unbewußter Konflikt aus einem Dafür und einem Dagegen aufbauen. Diese beiden können dann zu einem extrem gesteigerten Affekt addiert werden, der an Gewalt alles, was sich uneingeschränkt befürworten läßt, spielend überbietet. Schon die AkteurInnen und Akteure zeigen somit, daß sie sich an einer „blöden, aber dennoch großartigen“ Sache erfreuen. Die BetrachterInnen können diese ihnen vorgeführte Fixierung dann auf dem Weg der Identifizierung übernehmen und analog genießen.

Auch an einem anderen Fall läßt sich das „1:1“ einer sogar ehelich sanktionierten Heterosexualität in einer durch eine Schwelle ermöglichten perversen Spielart beobachten. In der Komödie „Casanova 70“ (I/F 1970, Regie: Mario Monicelli) spielt Marcello Mastroianni einen NATO-Offizier, der die Eigenart entwickelt, nur noch dann potent zu sein, wenn der Liebesakt mit einem Moment der Gefahr verbunden ist. Die Dompteuse im Löwenkäfig, das junge Mädchen im Kreis der für die Entehrung Ra-

che suchenden sizilianischen Familienangehörigen, die Pediküre, auf deren Liebhabern ein Fluch zu lasten scheint, die Geliebte mit dem rasend eifersüchtigen und gefährlichen Gatten sind darum besonders geeignete Objekte seines Begehrens, während die untadelige schöne Dame aus gutem Haus, die ursprünglich überhaupt Nonne werden wollte (gespielt von Virna Lisi), für ihn Probleme aufzuwerfen scheint.

Auf den ersten Blick scheint dieser Fall also eine Illustration dessen zu bieten, was Freud in seiner Studie „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ (Freud 1912d) beschrieben hat: Auseinandertreten von „sinnlicher“ und „zärtlicher“ Strömung, ungestörte Sexualfunktionen bei sozial fragwürdigen oder anrühigen Liebesverhältnissen, Impotenz beim respektierten Sexualobjekt und im anerkannten Verhältnis der Ehe.

Man möchte meinen, daß für einen so beschaffenen Helden bestimmte Objekte von vornherein als Objekte des Begehrens ausfallen müssen. Denn Freud zufolge haben die möglichen Sexualobjekte die Bedingung der „Erniedrigung“ zu erfüllen, damit die Sinnlichkeit sich nicht mit störender Zärtlichkeit zu vermengen droht (siehe Freud 1912d, 202). Demnach müßte die respektierte Dame, die der Held geheiratet hat, für ihn sexuell unmöglich bleiben. Nur die von diesem Ideal abweichenden Frauen beziehungsweise Verhältnisse, die das (der Regression entsprechende) Merkmal der Erniedrigung aufweisen, wären möglich. Was die Regression (als Abweichung von der „normalen“ Sexualität) für die Perversion ist, das ist die Erniedrigung (als Abweichung von den anerkannten Formen der Objektwahl) für die psychische Impotenz.

Allerdings hat der Held von „Casanova 70“ einen anderen Mechanismus entwickelt, der sich von dem von Freud beschriebenen in einem wichtigen Punkt unterscheidet. Was er sucht, ist nicht die Erniedrigung, sondern die Gefahr; nicht das verächtliche Verhältnis, sondern das lebensbedrohliche. Was bedeutet nun das Moment der Gefahr in diesem Zusammenhang?

Offensichtlich erfüllt die Gefahr eine ähnliche Funktion wie die Erniedrigung. Sie signalisiert dem Helden, daß er seinen Genuß gegen den Willen einer äußeren Macht verfolgt. Ist es im Fall der Erniedrigung, der anrühigen, „niedrigen“ Verhältnisse, noch relativ deutlich, daß diese Macht die Gesellschaft und die in ihr geltenden Normen sind, so scheint das im Fall der Gefahr weniger klar. Rachsüchtige Sizilianer, ein Fluch, bedrohliche Löwen und hinterhältige Ehegatten bilden ein kaum zu vereinheitlichendes Ensemble von Verkörperungen der Gefahr.

Dies deutet darauf hin, daß alle wirklichen Agenten der Bedrohung für den Helden nur Stellvertreter einer anderen – psychischen – Instanz sind, auf deren Einspruch er bei seinen amourösen Vorhaben offenbar Wert legt. Anscheinend ist es für ihn wichtig, die Gewißheit zu haben, daß irgendein unbestimmt bleibender Anderer es nicht will, daß er genießt. Die Gefahr gibt ihm diese Garantie: Solange Gefahr droht, ist der Andere nicht einverstanden.

Dieses Begehren nach dem Einspruch des Anderen bezeichnet das Grundmuster der Einstellung von Neurotikern: Sie weigern sich, dann zu genießen, wenn sie glauben, daß ein unbestimmter Anderer es von ihnen möchte. Sie tun alles, um dem Anderen – einer psychischen Instanz, Erbe früherer sozialer Autoritäten wie Eltern, Erzieher und dergleichen – keinen derartigen Triumph zu ermöglichen.¹⁴ Offensichtlich muß dieselbe Struktur auch für die Perversion (sowie für deren gemilderte Variante, die psychische Impotenz) in betracht gezogen werden. Ein bezeichnendes Indiz hierfür ist in „Casanova 70“ die Szene, wo die junge Gattin den Helden auffordert, nachts in ihr Zimmer im Schloß zu kommen, und hinzufügt, er könne hinsichtlich der Gefahr eines Aufruhrs im Schloß unbesorgt sein, denn die ebenfalls im Haus weilende Mama sei unterrichtet. „Die Mama ist unterrichtet?“ fragt Mastroianni – ihn packt das Entsetzen, und er seinen Koffer für die Flucht.

Wenn ohne Gefahr auch keine Liebe möglich ist, so ist diese Bedingung doch weniger aussichtslos als die der Erniedrigung. Hätte die Erniedrigung nämlich unweigerlich eine Abweichung in der Objektwahl gefordert, so bildet die Gefahr eine raffiniertere Problemstellung, welche auch ein „1:1“ erlaubt. Die Gefahr stellt eine Schwelle dar, welche es erlaubt, auch das untersagte Objekt anzusteuern, solange dieses falsche Objekt nur in die richtige Position verschoben ist. Auch die anerkannte und respektable Ehegattin wird dem listigen Casanova zugänglich, solange sie nur mit dem – den Einspruch des Anderen verkörpernden – negativen Vorzeichen der Gefahr versehen werden kann. In der letzten Szene des Films sieht man die Gattin im Ehebett liegend nach dem Helden rufen, während dieser soeben dabei ist, sich seinen Weg zu ihr außen über den Fenstersims des Hochhauses zu bahnen. Dieser gefährliche Ort bildet für ihn jene Schwelle, welche ihm die Verschiebung des Objekts in die günstige, begehrte Position ermöglicht. In luftiger Höhe, auf einem Mauervorsprung von sehr geringer Breite balancierend, erfreut sich der Held dessen, was wir nun wohl mit Grund seine „Freiheit auf den Schwellen“ nennen könnten.

Zusammenfassung

Ersetzung durch Verschiebung und Regression sind die spezifischen Entstellungsmechanismen von Zwangsneurose und Perversion. Demzufolge scheinen in beiden Fällen nur *veränderte* Handlungen zustandekommen zu können. Dagegen wird hier argumentiert, daß die *Verschiebung* – als die zugrundeliegende Operation beider Formen – auch *ohne solche materiale Veränderung* auskommt. Es genügt eine *symbolische Veränderung*: Die untersagte Handlung kann sehr wohl vollzogen werden, wenn sie nur auf einen anderen Platz verschoben ist; wenn sie also zum Beispiel nicht als Neigung, sondern als Pflicht erfahren wird.

Summary

Substitution by displacement and regression are the specific mechanisms of distortion in obsessional neurosis and perversion. Due to this, only *modified* acts seem possible in both cases. We want to show, on the contrary, that *displacement* – as the basic operation in both cases – can work *without such material modification*. A *symbolic change* is sufficient: the prohibited act can very well be performed if it has been displaced to a new position; if it is perceived for example not as an inclination but as a duty.

Anmerkungen:

1. s. dazu Bachelard 1978, 73: „Das Periodensystem Mendelejews ist von einer solchen Ordnungskraft, daß der Chemiker sich das Element in seinem formalen Aspekt bereits vorstellen kann, noch ehe er es in seinen materiellen Erscheinungsformen zu fassen bekommt.“
2. s. Wittgenstein 1980, 39: „Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*.“
3. Darin, diesen substituierenden Charakter von Verschiebung wie Metonymie übersehen zu haben, besteht ein schwerer und folgenreicher theoretischer Fehler Jakobsons, der die metonyme Beziehung bekanntlich als syntagmatische Beziehung zweier gleichermaßen anwesender Elemente auffaßte (s. dazu z. B. Jakobson, in: Jakobson/ Halle 1960, 65).
4. s. Freud 1907b, 20: „Einen eigentümlichen und entwürdigenden Charakter der Zwangsneurose sahen wir darin, daß das Zeremoniell sich an kleine Handlungen des täglichen Lebens anschließt und sich in läppischen Vorschriften und Einschränkungen derselben äußert. Man versteht diesen auffälligen Zug (...) erst, wenn man erfährt,

daß der Mechanismus der psychischen *Verschiebung* (...) die seelischen Vorgänge der Zwangsneurose beherrscht.“; vgl. auch 1900a, 305; 1909d, 97; 1912–13, 322f. sowie ebd., 376: „(erste Zwangs- oder Schutzhandlungen) werden unter den Bedingungen der Neurose gewöhnlich durch die Verschiebung auf irgendein Kleinstes, eine an sich höchst geringfügige Aktion entsteht.“

5. s. Freud 1907b, 19: „(...) mit Fortschritt der Krankheit nähern sich die ursprünglich eher die Abwehr besorgenden Handlungen immer mehr den verpönten Aktionen an, durch welche sich der Trieb in der Kindheit äußern durfte.“; vergleiche 1912–13, 376: „Die Entwicklungsgeschichte der Zwangshandlungen kann man (...) beschreiben, indem man hervorhebt, wie sie, vom Sexuellen möglichst weit entfernt, als Zauberei gegen böse Wünsche beginnen, um als Ersatz für verbotenes Tun, das sie möglichst getreu nachahmen, zu enden.“
6. An diesem Beispiel läßt sich vielleicht Lacans hegelianisierende Bemerkung verstehen, wonach das Symbol sich als „Mord der Sache“ darstelle (Lacan 1953, 166): Dieser „Mord“ besteht in der Ablösung der Plätze von den Sachen, welche bewirkt, daß sogar eine Sache selbst nicht mehr als sie selbst genommen wird.
7. Das klarste Beispiel für die Technik eines solchen „Lügens mit der Wahrheit“ bildet wohl der von Freud untersuchte „skeptische“ Witz: „Zwei Juden treffen sich im Eisenbahnwagen einer galizischen Station. ‚Wohin fährst du?‘ fragt der eine. ‚Nach Krakau‘, ist die Antwort. ‚Sieh‘ her, was du für ein Lügner bist‘, braust der andere auf. ‚Wenn du sagst, du fährst nach Krakau, willst du doch, daß ich glauben soll, du fährst nach Lemberg. Nun weiß ich aber, daß du wirklich fährst nach Krakau. Also warum lügst du?‘“ (Freud, 1905c, 109 f.).
8. Daraus erklärt sich die von Jacques Lacan betonte Möglichkeit, daß der Pflichtgedanke auch – wie Sade vorgeführt hatte – böses Handeln begleiten kann. S. dazu Lacan 1963.
9. Daraus erklärt sich die hellsichtige Kant-Kritik Lacans: Weil nicht allein die lustlose Kantsche Pflicht, sondern auch die lustvolle Sadesche Perversion eine aus der Addition hervorgegangene gesteigerte Kraft besitzt, kann auch die letztere sich gegen jede Drohung mit der Todesstrafe behaupten. Auch die Perversion ist darum keine einfache, schwache „Neigung“. So kann sie die Kantsche „Galgenprobe“ bestehen (s. Lacan 1963, 152 ff.).
10. Diesen von psychoanalytischen Theorien – insbesondere des Masochismus – oft übersehenen Aspekt hebt McDougall (1988, 271) zu Recht hervor.
11. Das könnte auch der Grund sein, weshalb gerade die ständig ihre Form reflektierende und mit dieser Reflexion auf die Form spielende Literatur des 18. Jahrhunderts (z. B. die Romane Sterne und Diderots) sich besser für die Abhandlung libertiner oder perverser Inhalte eignete als die realistische Literatur des 19. Jahrhunderts.
12. s. dazu Lacan 1963, 159, 163. Auch dies ist übrigens ein Zug, der durch den Begriff der Regression nicht erklärbar scheint. Wer regrediert, hat eben bloß keine Lust auf genitale Sexualität. Wer pervers ist, dem ist sie hingegen verboten.
13. Von daher rührt auch die eigentümliche „Intertextualität“ der Pornographie – jenes oft sehr raffinierte Spiel mit parodistischen oder auch anderen Bezugnahmen auf andere Texte, wie es etwa an Guillaume Apollinaires „Elftausend Ruten“ oder an Pierre Klossowskis „Gesetzen der Gastfreundschaft“ beispielhaft beobachtet werden kann.

Susan Sontag hat diesbezüglich mit Recht betont, daß es keine (die Pornographie bloß parodierende) „Metapornographie“ gibt: „Die Parodie zählt sogar zu den geläufigsten Formen pornographischen Schreibens.“ (Sontag 1990, 134).

14. s. dazu Fink 1997, 69: „*Every neurosis entails such a resentful stance towards the Other's satisfaction.*“ – In dieser allgemeinen Regel hätten wir eine von Freuds ödipaler Erklärung abweichende Formel für das Auseinandertreten von „zärtlicher“ und „sinnlicher“ Strömung gefunden: Diese Spaltung tritt dann auf, wenn der Zustimmung des Anderen ausgewichen werden muß. (Dies hat folglich keine der ödipalen, sondern wohl eher eine der analen Phase geschuldete Ursache.)

Auch in nicht neurotisch erscheinenden Zusammenhängen spielt dieses Moment der Freiheit von der Zustimmung eines Anderen oft eine bedeutende Rolle – etwa in der Ästhetik. Es ist der Grund, weshalb ein und dasselbe Objekt gefällt, solange es als nichtkünstlerisches betrachtet wird, und zu gefallen aufhört, sobald sich herausstellt, daß es ein Kunstwerk ist. Daher auch der von Kant festgestellte Unterschied zwischen dem Gefallen am Gesang der Vögel und dem mangelnden Gefallen an dessen genauer menschlicher Nachahmung (Kant, KdU, A 72). Aus demselben Grund haben wir einmal geschrieben: „Stahlbetonschwellen sind schön, weil sie niemandem gefallen müssen.“ (Pfaller 1994, 29).

Literatur:

- BARTHES, R. (1981): Das Reich der Zeichen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 BRECHT, B. (1971): Über Politik auf dem Theater, hg. v. W. Hecht, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 FINK, B. (1997): A Clinical Introduction to Lacanian Psychoanalysis. Theory and Technique, Cambridge, MA/ London, England: Harvard Univ. Press.
 FREUD, S. (1900a): Die Traumdeutung, Studienausgabe, Bd. II, Frankfurt a.M.: Fischer, 1989.
 FREUD, S. (1905c): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, in: ders., Studienausgabe, Bd. IV, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 9–219.
 FREUD, S. (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: ders. Studienausgabe, Bd. V, Frankfurt am Main: Fischer, 1989, 37–146.
 FREUD, S. (1907b): Zwangshandlungen und Religionsübungen, in: ders., Studienausgabe, Bd. VII, Frankfurt am Main: Fischer 1989, 11–21.
 FREUD, S. (1908d): Die ;kulturelle‘ Sexualmoral und die moderne Nervosität, in: ders., Studienausgabe, Bd. IX, Frankfurt am Main: Fischer 1993, 9–32.
 FREUD, S. (1909d): Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose, in: ders., Studienausgabe, Bd. VII, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 31–103.
 FREUD, S. (1912d): Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens II, Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens, in: ders., Studienausgabe, Bd. V, Frankfurt a.M.: Fischer, 1989, 197–209.
 FREUD, S. (1912–13): Totem und Tabu, in: ders., Studienausgabe, Bd. IX, Frankfurt a.M.: Fischer 1993, 287–444.

- FREUD, S. (1914c): Zur Einführung des Narzißmus, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 37–68.
- FREUD, S. (1925h): Die Verneinung, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 371–378.
- FREUD, S. (1927e): Fetischismus, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 379–388.
- FREUD, S. (1940e): Die Ichspaltung im Abwehrvorgang, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt a.M.: Fischer 1989, 388–394.
- HUIZINGA, J. (1956): *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbek: Rowohlt.
- JAKOBSON, R. (1979): *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- JAKOBSON, R./HALLE, M. (1960): *Grundlagen der Sprache*, Berlin: Akademie-Verlag.
- KANT, I.: (KpV) Kritik der praktischen Vernunft, in: ders., Werkausgabe, Bd. VII, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974, 103–302.
- KANT, I.: (KdU) Kritik der Urteilskraft, in: ders., Werkausgabe, Bd. X, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977.
- LACAN, J. (1953): Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse, in: ders., Schriften, Band I, 3. Aufl., Weinheim, Berlin: Quadriga, 1991, 71–170.
- LACAN, J. [1959–60]: *Das Seminar, Buch VII – Die Ethik der Psychoanalyse*, Weinheim, Berlin: Quadriga, 1996.
- LACAN, J. [1963]: Kant mit Sade, in: ders., Schriften, Band II, 3. Aufl., Weinheim, Berlin: Quadriga, 1991, 133–164.
- MCDUGALL, J. (1988): *Theater der Seele. Illusion und Wahrheit auf der Bühne der Psychoanalyse*, München, Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- MENNINGHAUS, W. (1986): *Schwellenkunde. Walter Benjamins Passage des Mythos*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- MULVEY, L. (1980): Visuelle Lust und narratives Kino, in: Nabakowski, Sander, Gersen (Hg.): *Frauen in der Kunst*, Bd. I, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980, 30–47.
- PFALLER, R. (1994): *Schwellen*, in: Jahresbrochure Experimentelle Visuelle Gestaltung 1993/ 94, Linz 1994, 29 f.
- SADE, D. A. F. de, *Die hundertzwanzig Tage von Sodom oder Die Schule der Ausschweifung*, Dortmund: Die bibliophilen Taschenbücher, 1979.
- SPINOZA, B. de (1990): *Die Ethik*, Stuttgart: Reclam.
- VANGENNEP, A. (1909): *Übergangsriten (Les rites de passage)*. Frankfurt a.M., New York: Campus/ Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme, 1986.
- WEIDINGER, J. (1997): *Schwellen*, in: Stahlbetonschwellenwerk Linz: Wege in die Zukunft, Linz 1997, 2.
- WITTGENSTEIN, L. (1980): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- ZIZEK, S. (1992): Der Hitchcocksche Schnitt: Pornographie, Nostalgie, Montage, in: ders. (Hg.), *Ein Triumph des Blicks über das Auge. Psychoanalyse bei Alfred Hitchcock*, Wien: Turia & Kant, 1992.

Adresse des Autors:

Dr. Robert Pfaller
Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung
Hauptplatz 8
A-4010 Linz
robert.pfaller@ufg.ac.at